

gebildet worden waren, weisen möglicherweise dasselbe religiöse Profil auf. Dadurch könnten die Nuntiaturreporter „als Quelle für die römische Klerikerkultur“ genutzt werden. Wegen des zunehmenden Verfalls der Dokumente wird gefragt, ob sie nicht schon aus konservatorischen Gründen ediert oder mit modernen Mitteln erfaßt werden sollten.

Der Skepsis der Deutschen, ob sich die Arbeit an den Nuntiaturreportern „lohnt“, steht eine zunehmende Zahl von Forschungen von Vertretern anderer Länder gegenüber. Die Erfassung der Sekundärliteratur zeigt, daß während der jüngeren Vergangenheit mehr Forschungen publiziert wurden als je zuvor. Das sagt natürlich noch nichts über die Qualität. Aber Peter Schmidt meint angesichts dieses Befundes: „Die Krise der Nuntiaturforschung, wenn es denn eine solche gibt, (ist) im wesentlichen... eine deutsche Krise.“ Es ist zu hoffen, daß die 1996 geäußerten Perspektiven neue Impulse für die Edition und die Auswertung dieser nicht zuletzt kirchenhistorisch wichtigen Quellen vermitteln.

Erlangen

Gerhard Müller

*Hell, Leonhard:* Entstehung und Entfaltung der theologischen Enzyklopädie (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 176), 1999, X, 233 S., ISBN 3-8053-2532-0.

Die im WS 1996/97 (für welches Fach?) von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i.B. angenommene Habilitationsschrift will ein höchst wichtiges Kapitel theologischer Wissenschaftsgeschichte erkunden, nämlich die Entstehung eines Theorietypus, der „die Einheit theologischer Wissenschaft in der Mehrzahl ihrer Disziplinen darstellt und begründet“ (1 u.ö.). Damit ist der Fluchtpunkt der Darstellung benannt: die jeweils in ihren konfessionellen Kontexten als klassisch geltenden Enzyklopädien, nämlich Fr. Schleiermachers „Kurze Darstellung“ (11811) und J. S. Dreyers von dieser abhängige „Kurze Einleitung“ (11819). Diese im Grunde bis heute die Debatten maßgeblich in Anknüpfung und Widerspruch bestimmenden Entwürfe selbst bezieht der Vf. allerdings nicht mehr in seine Untersuchung ein – er begnügt sich gleichsam damit, vom Berge Nebo herab Blicke ins Gelobte Land zu werfen. Auf die Gründe für dieses Vorgehen und auf die daraus resultierenden Nachteile wird zurückzukommen sein. – Durch seine (durchaus einleuchtende) strenge Fas-

sung des Begriffs der Enzyklopädie beginnt für ihn deren eigentliche Geschichte erst im 18. Jh., genauer an der Göttinger Universität, und erreicht ihre Vollendung unter idealistischem, v.a. Schellingschem Einfluß. So verschieben sich in der Darstellung die Gewichte überproportional zugunsten der Vorgeschichte des eigentlichen Themas. Die Quellen und Thesen zu deren Rekonstruktion läßt sich der Vf. von solchen früheren Autoren vorgeben, die den Enzyklopädie-Begriff extensiver gefaßt und daher den Anfang ihrer Geschichte früher gesetzt haben. – Kap. 2 (11–37) führt „Vermeintliche Vorläufer der theologischen Enzyklopädie“ vor (Johannes Gerson, Nicolas de Clémanges, Erasmus von Rotterdam, Jacobus Latomus, Luis de Carvajal sowie Bullinger und Melanchthon). Hier wird, so Hells These, noch nirgends ein deutlicher Neuaufbruch gegenüber den überkommenen Verstehensmodellen von Theologie vollzogen. – Allerdings wird an diesem Urteil, das in der vom Vf. gewählten Perspektive durchaus sinnvoll ist, ein gravierender Nachteil eben dieser engen Perspektive deutlich, denn wenn man sie auch nur etwas erweitert, dann kann man doch gerade an Melanchthons Wirken und an seinen Werken schon ganz einschneidende Veränderungen der Theorie und der Praxis der Theologie ablesen: In Wittenberg wird die Theologie schon in den 20er Jahren des 16. Jhs zum akademischen Massenfach mit strikter Orientierung an der Aufgabe der Berufsvorbereitung, und genau dieser neuen Aufgabenstellung akademisch-theologischer Lehre verdanken sich auch Melanchthons Loci – wo hat dieser Typus theologischer Gesamtrechnenschaft im Mittelalter ein Vorbild?

Es läßt sich also schon hier eine tiefgreifende Verschiebung beobachten, auf die Vf. dann zwar exakt, aber doch erst viel zu spät bei seiner Besprechung der jesuitischen Ausbildungskonzeption aufmerksam macht (77). – Kap. 3 (39–79) geht über zu den „Tatsächlichen Vorläufern der theologischen Enzyklopädie seit der Mitte des 16. Jhs.“. Zur Darstellung kommen A. Hyperius, der Versuch C. Gensners, die Theologie in eine enzyklopädische Konzeption von Wissenschaft einzuordnen sowie die „Ratio Studiorum“ der SJ und einer ihrer Seitengänger (Maldonado). Protestantische Vorgänger- oder Parallelphänomene zur Ratio Studiorum kennt der Vf. nicht, und das führt zu folgenreichen perspektivischen Verzerrungen im 4. Kapitel („Elemente Theologischer Enzyklopädik im 17. Jh.“, 81–116); in dem die Entwürfe von Calixt, Gerhard,

Alsted, Crocius und Calov besprochen werden. In diesem Zusammenhang behauptet der Vf. nämlich, die von der jesuitischen *Ratio Studiorum* geleitete Reorganisation der Theologie im nachtridentinischen Katholizismus und nicht etwa die evangelischen Universitäten hätten erstmals der biblischen Exegese einen relativ eigenständigen Status im Lehrprogramm geschaffen (90, 100f., zusammenfassend dann 207: „So kommt es zu dem erstaunlichen, allerdings höchst konsequenten Bild, daß sich eine von der systematischen Theologie emanzipierte Exegese vor allem auf der katholischen Seite etabliert, während sie als Grundbestandteil theologischer Ausbildung auf evangelischer Seite auffallend in den Hintergrund tritt.“). Der Verweis auf die allbekannten Wittenberger Verhältnisse, aber auch ein Blick etwa in die Statuten der Rostocker Universität von 1564 (leicht zugänglich bei Th. Kaufmann, Universität und lutherische Konfessionsbildung, Gütersloh 1997, 705–709; weitere Literatur zum Thema *ibid.*, 255f. mit Anm. 15) stellen diese Behauptung in das gebührende Licht, zumal auch der Vf. selbst schon 61f. so ziemlich das genaue Gegenteil seiner eigenen These festgestellt hat. – In denselben Sachzusammenhang gehört die vom Vf. in signifikant verquälter Diktion aufgestellte Hypothese, Calixts Theologiekonzept sei von jesuitischen Einflüssen abhängig: „Der erklärte Ireniker war nicht nur mit katholischen Theologen, etwa aus dem Jesuitenorden, persönlich bekannt, er rezipierte auch zeitgenössische katholische Theologie. Ist dies etwa im Fall der kirchenhistorischen Werke des Baronius und seiner Nachfolger direkt belegbar, so wäre nun ein indirekter Nachweis gerade in dem hier interessierenden theologieorganisierenden Kontext zu führen“ (103; NB: Sind mit den persönlich bekannten Jesuiten wohl Calixts erbitterte Gegner Turrianus und Erbmann gemeint?) – Diese Vermutung muß wohl auf erheblich verbreiteter Quellenbasis noch einmal geprüft werden. Des Vf.s Absicht, die gängige Einschätzung Calixts als eines Wegbereiters der Unterscheidung von Religion und Theologie einer „ideologiekritischen Betrachtung“ (105, Anm. 108) zu unterziehen, dürfte die Aufmerksamkeit der Calixt-Experten verdienen. – Kap. 5 („Das Beispiel einer Genealogie in der Stabilisierung der Gattung: Von Perizonius bis Francke“, 117–145) weist nach, daß A. H. Franckes „Methodus“ auch in einer Traditionslinie steht, die in den niederländisch-reformierten Bereich zurückreicht. – Zwei Franzosen, Mabillon und Du Pin, sind bedeutsam als „Letzter Widerstand gegen die

innere Differenzierung der Theologie in enzyklopädischer Verkleidung“ (Kap. 6, 147–166). – Erst Kap. 7 („Die akademische Institutionalisierung fachspezifischer Enzyklopädien und ihre Übernahme in der Theologie“, 167–186) vollzieht den Übergang von der Vorgeschichte zur eigentlichen Geschichte des Themas. Zur Sprache kommen in der Hauptsache Göttinger Protagonisten der Entwicklungen, die allerdings erstmals in Halle durch Sam. Mursinna, einen Verwandten Schleiermachers, ein Lehrbuch hervorbrachten. Daneben geht der Vf. auch auf katholische Autoren (Wiest und Oberthür) sowie den exzentrischen Kieler J. Fr. Kleuker ein; die höchst wirkungreiche Hallische Lokaltradition nach Mursinna (Nösselt), in der Schleiermacher (auch) zu interpretieren ist, wird nicht erwähnt. In Kap. 8 („Theologische Enzyklopädie auf idealistischer Grundlage“, 187–200) erreicht die Arbeit ihren Höhepunkt. Nach einem Seitenblick auf Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium“ fallen einige Schlaglichter auf die frühe theologische Schelling-Rezeption; als deren Früchte kommen die Theologie-Theorien von C. Daub und I. Thanner zu stehen. – Das 9. Kap. (201–215) bündelt die Ergebnisse. Dabei wird noch einmal deutlich, daß der Vf. das neuzeitliche Verständnis der Theologie als einer Einheit relativ selbständiger Fächer und Methoden keineswegs als unhintergebares Resultat der von ihm geschilderten Vorgänge ansieht: „Mit dem epochalen Scheitern der Philosophie des Deutschen Idealismus endet notgedrungen auch ein Projekt, das, auf diesem aufbauend, erstmalig und letztmalig zugleich das neuzeitliche Bewußtsein von der Theologie als Disziplin aus Disziplinen in einem argumentativ notwendigen Konzept meinte darstellen zu können“ (213). Wie die hiernach fällige, die inhaltlich-methodische Einheit der Theologie wiedergewinnende Neubesinnung seines Erachtens auszusehen hätte, deutet der Vf. nicht einmal an. Allerdings erklärt sich von hier aus seine immer wieder durchbrechende Aversion gegen Schleiermachers Konzept, wie sie etwa in der Bemerkung deutlich wird, Schleiermacher habe im Grunde keinen tragfähigeren Begriff von der Einheit der Theologie als Wissenschaft als die „*Ratio Studiorum*“ der SJ ausgearbeitet (79, Anm. 170). Wenn der Vf. sodann schlankweg behauptet, Schleiermachers „Kurze Darstellung“ bedeute keinen echten Fortschritt über ihre unmittelbaren Vorgänger hinaus und im selben Atemzug der neueren Schleiermacher-Forschung vorwirft, sie

blende die Vorgeschichte von Schleiermachers Entwurf aus (213 mit Anm. 16), so zeigt er damit lediglich, daß ihm der gerade in diesen beiden Hinsichten einschlägige Aufsatz H.-J. Birkners („Schleiermachers ‚Kurze Darstellung‘ als theologisches Reformprogramm“ (1986), jetzt in Ders., Schleiermacher-Studien, hg. von H. Fischer, Berlin/New York 1996, 285–305) leider unbekannt geblieben ist.

Trotz der von mir angedeuteten konzeptionellen und inhaltlichen Schwächen ist der Arbeit dankbar zu bescheinigen, daß sie eine Reihe von wenig bekannten Personen, Programmen und Konstellationen in der Theologiegeschichte zwischen der Reformation und dem 19. Jh. auf neue Weise beleuchtet. – Ein wirklich wegweisendes Ergebnis liegt in dem wiederholten Hinweis darauf, wie intensiv und fruchtbar auch auf dem hier untersuchten Gebiet der kontinuierliche wissenschaftliche Austausch über die Konfessionsgrenzen hinweg war; auf zwei besonders signifikante Einzelfälle sei ich jeweils hingewiesen: Lorenzo de Villavicencios besorgte eine „katholisierte Neuauflage“ von Hyperius' Werk „De recte formando Theologiae studio“ (45ff.), und der Ulmer Prediger Johannes Frick, sonst eher als kerniger, unerschrockener Wahrer evangelischer Identität bekannt, besorgte für den deutschen Buchmarkt eine lat. Übersetzung von Du Pins „Méthode pour étudier la théologie“ (163f.). So ist dieses Buch zu begrüßen als ein ebenso gewichtiges wie unverdächtiges Zeugnis wider die von interessierten Kreisen in die Welt gesetzte und fleißig repetierte Tendenzlegende, vor der Entstehung des gegenwärtigen Konsens- und Papierökumenismus hätten die großen kirchlichen Formationen der abendländischen Christenheit einander ausschließlich feindselig-destruktiv gegenübergestanden.

Wuppertal

Martin Ohst

*Mustakallio, Hannu: Palvelun Poluilla Pohjois-Suomessa – Oulun Diakonissakoti 1896–1916 (= Oulun Diakonissalaitoksen tieteellisiä julkaisuja 2), Oulu (Oulun Diakonissalaitoksen Säätiö), 2001, 672 S., geb., ISBN 952-91-3361-8.*

Hannu Mustakallios Studie *Palvelun Poluilla (Im Dienste der Diakonie)* widmet sich der Geschichte des Ouluer Diakonissenhauses in den Jahren 1896–1916. Die vor zwei Jahren erschienene Arbeit besitzt nicht nur lokal- und nationalgeschichtliche Bedeutung, sondern auch eine europäische Dimension: Dadurch, daß Musta-

kallio in extenso auf die mitteleuropäischen Vorbilder des nördlichsten Diakonissenhauses der Welt eingeht und detailgetreu die Kontakte finnischer Frauen und Männer mit mitteleuropäischen und skandinavischen Diakonissenanstalten rekonstruiert, verläßt er die lokalgeschichtliche Engführung zugunsten einer weiten historischen Sicht. Die Darstellung der Geschichte der finnischen Diakonie und die eingehende Abhandlung theologischer Positionierungen gibt Mustakallios Studie zudem den Charakter eines hervorragenden Überblickswerkes über die finnische Kirchengeschichte während der Zarenzeit. – Für den mitteleuropäischen Rezipienten sind die detailreichen Darstellungen etwa der wirtschaftlichen Lage des Ouluer Hauses oder seiner medizinischen Bedeutung sicher weniger interessant als für die nord-europäischen Kollegen. Er wird sich eher dafür interessieren, daß sich an der Geschichte des Ouluer Hauses paradigmatisch die theologischen Gegensätze des Finnlands im 19. und zum Beginn des 20. Jh.s studieren lassen. – M.E. illustriert die Geschichte des Ouluer Diakonissenheims besonders die Auseinandersetzungen zwischen hoch- und niederkirchlichen Positionierungen sowie einen für Skandinavien typischen Nord-Süd-Konflikt.

Im Unterschied zu der – nach Kaiserswerther Vorbild – in Anstalten organisierten Diakonie, wie sie vielerorts in Skandinavien, u.a. in Helsinki und Wiborg entstanden war, sollte das Ouluer Diakonissenheim „freie“ Diakonissen, also regulär bezahlte Gemeindegewertern ausbilden. Die Observanz über die Schwestern sollte den Einzelgemeinden und Bistümern übertragen sein. Dass die Idee einer freien Diakonissentätigkeit gerade in Nordfinnland aufgegriffen wurde, läßt sich m.E. mit einer strukturellen Analogie dieser freien Diakonissentätigkeit zu dem im Norden verbreiteten Laienpredigertum erklären. Gemeindegemeinde-diakonie wurde also als Mittel verstanden, die in Nordfinnland von der Kirche weg wirkenden charismatischen Kräfte zu kompensieren, indem die „freie“ Diakonissentätigkeit der Supervision der Pfarrer und Domkapitel unterstellt sein sollte. Dass dies jedoch nur teilweise verwirklicht wurde und schließlich das Ouluer Haus sich zu Beginn des 20. Jh.s näher einem Kaiserswerther Modell anpasste, läßt sich wiederum mit den Interferenzen zum nordskandinavischem Erweckungschristentum erklären: Gegenüber der Amtskirche wurde die „geistliche“ Funktion des Diakonissenberufes betont und der Mut-